

Rembert J. Schleicher*

Wien

Einer aus Drohobycz

Was haben Louis Begley, Wilhelm Dichter, Henryk Grynberg und Adam Zielinski gemeinsam? Erraten: Alle vier sind Literaten. Und alle vier waren zunächst als Rechtsanwalt, Computerfachmann, Schauspieler, Journalist oder Industriekaufmann in anderen Berufen tätig und sind (mit Ausnahme von Henryk Grynberg) erst relativ spät als Literaturschaffende in Erscheinung getreten. Weiters ist allen vier die jüdische Herkunft und die Zugehörigkeit zum Bildungsbürgertum gemeinsam, mehr noch, sie alle (außer dem zugereisten Grynberg) stammen aus dem selben gottverlassenen Winkel Galiziens, nämlich aus der Gegend um Drohobycz, das der Schweizer Feuilletonist Rolf Fieguth in der Neuen Zürcher Zeitung vom 14. 10. 2000 im Blick auf den dort geborenen und von den Nazis ermordeten Bruno Schulz (1892 - 1942) einen „Seelenort der Weltliteratur“ nannte. Das ist auffällig und bemerkenswert: Aus einem Umkreis von der Größe der Bezirke Hartberg und Weiz in der Oststeiermark kommt eine Legion von Schriftstellern, denn außer den Genannten stammen auch der Romancier Julian Strykowski (1905 - 1996) und eine ganze Reihe nichtjüdischer Autoren wie der polnische Kinderbuchautor Kornel Makuszyński (1884 - 1953) und der ukrainische Nationaldichter Ivan Franko (1856 - 1919) von dort. Auf eine derartige Literatendichte trifft man nur noch im knapp 200 Kilometer von Drohobycz entfernten multikulturellen Czernowitz, wo nach Paul Celan „Menschen und Bücher lebten“. Und noch etwas haben die vier eingangs Genannten gemeinsam: Sie leben längst nicht mehr in Galizien, sondern im Westen und unter gänzlich anderen kulturellen Bedingungen; sie haben die galizische Heimat aber dennoch nicht verlassen. Anders gesagt: Das Traumland Galizien hat sie nicht losgelassen. Sie sind die letzten Galizianer. Und das wissen sie.

Damit haben die Gemeinsamkeiten aber auch schon ein Ende. Während für Begley (Jahrgang 1933, „Lügen in Zeiten des Krieges“), Dichter (Jahrgang 1935, „Das Pferd Gottes“, „Rosenthals Vermächtnis“) und Grynberg (Jahrgang 1936, „Drohobycz, Drohobycz“, „Das Grab“, „Vaterland“) Literatur das Medium der Erinnerung, des Bedenkens, des Gedenkens und damit wesentlich autobiographisch ist, wirkt bei Zielinski (Jahrgang 1929) mit seinen Romanen („Die Rückkehr“, „Unweit von Wien“, „Die bucklige Welt“) und Erzählungen („Jan war Jossele“, „Gesichter (m)eines Lebens“, „Die Kanaille“) das autobiographische Moment nur sekundär. Zielinski ist in erster Linie Moralist und ein politischer Schriftsteller. Natürlich ist auch bei ihm vieles selbst erlebt und erlitten, aber er übersteigt das Autobiographische, beschränkt sich nicht auf

* Rembert J. Schleicher, geb. 1953, ist Theologe und Erwachsenenbildner. Von 1994 bis 1998 war er Vizekonsul für kulturelle Angelegenheiten am Österreichischen Generalkonsulat in Krakau (Polen), seit 1999 ist er an der Universität Wien tätig, derzeit im Büro für internationale Beziehungen (Bereich Wissenschaftskooperationen mit den EU-Kandidatenländern).

die ostjüdische Lebenswelt und wird nicht müde zu betonen, dass es ihm um das Humanum, um den Menschen schlechthin geht. Seine Literatur ist ein Zeugnis der Suche nach Menschlichkeit inmitten aller Unmenschlichkeit, ein Zeugnis der messianischen Hoffnung, dass der Menschen dem Menschen ein Mensch sei und nicht mehr ein Wolf. Angesichts der Tatsache des Holocaust ist das sehr mutig.

Die Wenigen, die sich als Touristen oder Spurenleser in das heutige Drohobycz, Borysław oder Stryj begeben, werden über unsere vier Helden vor Ort nichts oder fast nichts in Erfahrung bringen können. Immerhin werden sie an Bruno Schulz erinnert, wenn sie vor seinem Geburtshaus stehen und die zweisprachige Gedenktafel (ukrainisch und polnisch) lesen. Dass er im November 1942 auf offener Strasse von einem Gestapo-Mann erschossen wurde und wo genau in Drohobycz das war, das wird ihnen nicht berichtet. Und ein Grab für Bruno Schulz gibt es auch nicht. Erinnern kann man sich hier noch an den Skandal des Frühsommers 2001, als israelische Fachleute von Bruno Schulz gemalte Fresken in der seinerzeit vom „Bevollmächtigten für Judenfragen“ Felix Landauer bewohnten Villa abgenommen und in das Institut „Yad Vashem“ nach Jerusalem gebracht hatten. Ja, damals war Drohobycz plötzlich in den Schlagzeilen, wenn auch nur wegen eines Diebstahls. Die Aufregung darüber hat sich inzwischen gelegt, der Ort wieder ins Vergessen versunken. Im Osten nichts Neues. Alles wie gehabt: Die große Synagoge von Drohobycz dient nicht einmal mehr als Magazin und ist dem Verfall preisgegeben. Man spürt noch ihre Erhabenheit, die aber überlagert wird vom Gestank menschlichen und tierischen Kots. Die Stadtverwaltung tut nichts, denn es gibt kein Geld – und wenn es Geld gäbe, dann würde man es anderswo einsetzen müssen. Ja, man hat diesem „Seelenort der Weltliteratur“ die Seele herausgerissen, zuerst mit der Vernichtung der Juden und dann mit der Verdrängung alles Jüdischen. Wenn wenigstens etwas an die Stelle jüdischer Kreativität getreten wäre? Da ist aber nichts. Wird entgegen allem Anschein doch noch etwas kommen?

Anders im Westen: Klezmermusik und Galizienliteratur boomen. Es ist gut, wenn vielleicht auch zu spät, dass Galizien und seinem einmaligen kulturellen Klima neuerdings große Beachtung geschenkt wird. Gerade Wien hat hier einiges gutzumachen. Man denke nur, wie scheel man seinerzeit auf die galizischen Flüchtlinge schaute und wie pejorativ das Wort Ostjude (auch und besonders bei den eingesessenen Wiener Juden) gebraucht wurde. Nach einer Zeit des Verdrängens und des Verschweigens ist das heute nicht mehr so. Dank kompetenter Übersetzer wie Martin Pollack, der die Bücher von Grynberg und Dichter aus dem Polnischens ins Deutsche übertragen hat, Armin Eidherr, dem unermüdlichen Herausgeber der Jiddischen Bibliothek im Salzburger Otto-Müller-Verlag, oder Alois Woldan, dem Kompilator des im Klagenfurter Wieser-Verlag erschienenen Readers „Galizien erlesen“, dank interdisziplinärer Forschung und auch dank neuer Belletristik gewinnt „All das Vergangene“ (Manès Sperber) und eine längst verschwundene Welt vor unserem inneren Auge wieder Gestalt. Vielleicht verklärt sich im Rückblick manches, etwa das Zusammenleben von Polen, Juden, Ukrainern, Deutschen, Armeniern und anderer Ethnien, das natürlich nicht so reibungsfrei war, wie bisweilen behauptet. Auch das Nebeneinander und manchmal sogar Miteinander von Religions- und Kirchengemeinschaften war nicht ohne Spannung.

Die Vielsprachigkeit und Vielstimmigkeit hat aber damals eine positive kulturelle Vielfalt bewirkt und ungeahnte schöpferische Kräfte freigesetzt, bis (von außen!) der Ungeist der Intoleranz und der Nationalismen kam, der fast alles zerstörte und eine graue Monotonie schuf. Die Buntheit von damals war nicht von sich aus dem Tod geweiht, trug den Keim der Vernichtung nicht in sich. Sie war ein Modell „In einer anderen Zeit“ (um Soma Morgensterns Titel seiner galizischen Autobiographie zu strapazieren), eine Chance, die von Europa nicht genützt wurde.

Man sollte sich fragen, warum Galizien und die Bukowina mit ihrer Vielsprachigkeit und Multiethnizität heute so en vogue sind. Es ist gilt wohl auch hier, was Adam Mickiewicz in seinem Versepos „Pan Tadeusz“ (in der Übersetzung von Siegfried Lipiner aus dem Jahr 1882) sagt: „Lithauen! Wie die Gesundheit bist du, mein Vaterland! / Wer dich noch nie verloren, der hat dich nicht erkannt. / In deiner ganzen Schönheit prangst du heut' vor mir, / So will ich von dir singen, – denn mich verlangt nach dir!“ Die Erfahrung des Verlusts ist sicher eine Konstituente der Galizianer und Bukowinaer Hausse. Aber allein damit lassen sich die vielen Facsimile-Ausgaben, Reprints, Erinnerungsbücher, Bildbände und Reiseberichte des ausgehenden 20. Jahrhunderts zu galizischen Themen nicht erklären. Hier ist auch etwas anderes im Spiel, nämlich die späte Bereitschaft, aus der Geschichte doch noch etwas zu lernen. Aus der historischen Distanz könnte die damalige Sprachen-, Siedlungs- und Wirtschaftspolitik in einem multikulturellen und multiethnischen Raum von Relevanz für die Lösung heutiger Probleme etwa in Sarajewo, im Kosovo oder in Slawonien sein.

Es gibt einen dritten Grund, warum Galizien und die Bukowina so faszinieren: Mit der Überwindung der Grenzen haben wir deren Bedeutung erkannt. Diese Kronländer lagen ehemals an der Peripherie des Habsburgerreiches, waren also Grenzländer. Grenzerfahrungen sind allemal spannender als die Routine im Zentrum. Wien hat über viele Jahrzehnte immer wieder kreative Geister vom Rand angezogen und ist dadurch Weltstadt geworden und geblieben, denn dieser Prozess hat Gott sei Dank längst nicht aufgehört – ohne die Produktivität der Peripherie wäre es zwar weiterhin Mitte, aber leer. Auch und besonders nach dem Ende der Donaumonarchie waren Galizien und die Bukowina Grenzgebiete. Und Wien hat davon profitiert. Heute sind große Teile der beiden Länder als Teil des ukrainischen Staates wiederum Grenzland, denn der Name „Ukraine“ bedeutet ja nichts anderes als das.

Das Interesse an Galizien haben in erster Linie Schriftsteller bewirkt, wenngleich die Vor- und Zuarbeit einiger (Literatur-)Historiker wie Claudio Magris („Weit von wo. Verlorene Welt des Ostjudentums“) oder Eva Hoffman („Im Shtetl. Die Welt der polnischen Juden“) auch von einiger Bedeutung ist. Es waren Autoren aus Galizien selbst, die auf das Land aufmerksam gemacht haben, das politisch gar nicht mehr existierte. Einige Zeit nach seinem Untergang wurde das Shtetl wieder lebendig. Joseph Roth aus Brody („Juden auf Wanderschaft“) war der Erste, der ihm ein literarisches Denkmal setzte. Später kamen Manès Sperber aus Zabłotów und Soma Morgenstern aus Budzanów bei Tarnopol mit ihren Erinnerungsbüchern. Und schließlich war die

Reihe an den letzten Galizianern, wie ich sie nennen möchte, die den Untergang ihres Landes als Kinder und Jugendliche erlebt haben und die Letzten sind, die Zeugnis geben können von dieser Welt, die es heute nicht mehr gibt und die auch nicht wiederkehren wird, die für sie aber dennoch eine mächtige und wirksame Realität ist.

Zu diesen letzten „Galizianern“, zu den letzten Zeugen gehören Louis Begley, Wilhelm Dichter, Henryk Grynberg und Adam Zielinski, die im fortgeschrittenen Alter auf ihre Herkunft zu reden kommen. Sie tun das aber in unterschiedlicher Weise und von verschiedenen Orten aus. Während Begley, Dichter und Grynberg sich im fernen Amerika in ihren autobiographischen Büchern an die Welt von gestern erinnern und (mit Ausnahme von Grynberg) nie wieder in ihre Heimat gefahren sind, geht Zielinski in Wien anders ans Werk: Er verlässt die Beschaulichkeit des Lehnstuhls eines Erzählers und scheut auch nicht die physische Rückkehr in die Welt der Kindheit. Erinnern ist ihm zu wenig. Weit mehr als die drei „Amerikaner“ ist er ein politischer Schriftsteller. Wien als seine neue Heimat ermöglicht ihm eine spezifische Perspektive, die er für sein Schaffen nutzt, das längst nicht nur auf Vergangenes und auf jüdische Themen gerichtet ist. Galizien ist zwar weit von Amerika, aber nur unweit von Wien. Bevor Adam Zielinski tatsächlich dorthin zurückgekehrt ist, hat er wiederholt seine Traumwelt beschworen, am eindrucksvollsten in seinem Essay „Ein Provinzler“, in dem er sich rückhaltlos zu seiner Heimat Galizien bekennt, das für ihn eine konkrete Utopie ist. Seine Familiensaga „Eine Rückkehr“ beginnt und endet, wie sollte es anders sein, im galizischen Stryj, wobei der Romantitel programmatisch ist. Um eine ähnliche Rückkehr geht es auch in seiner 1998 entstandenen Erzählung „Hołobutów“, in der ein schwer erkrankter Sportler namens Jakob Rosen seinen Freund, den Ich-Erzähler, auffordert, im ukrainischen Holobutiv das Grab seines im Zweiten Weltkrieg von den Nazis zusammen mit Hunderten anderen erschossenen Vaters ausfindig zu machen und einen Gedenkstein mit der Inschrift „Schalom“ zu errichten. Der Erzähler findet zwar das Massengrab, scheitert aber bei der Errichtung eines Grabsteines an der Bürokratie.

Die Geschichte findet allerdings eine Fortsetzung in der Wirklichkeit. Im November 2000 ist Adam Zielinski zusammen mit ein paar Freunden nach Holobutiv gefahren und hat dort das Massengrab gefunden, in dem sein Vater 1941 verscharrt wurde. Im Gegensatz zum Protagonisten seiner Erzählung ist es ihm gelungen, im Juni 2001 den Stein des Gedenkens zu setzen, wobei ihm die örtliche Verwaltung nicht nur nicht hinderlich war, sondern nach besten Kräften half. Durch einen literarischen Impuls ist ein Denkmal für die Opfer des vergessenen Holocausts entstanden: Literatur hat etwas bewirkt.

So weit ist es bei Henryk Grynberg nicht gekommen, für den der gewaltsame Tod des Vaters ein Leitmotiv seines Schaffens ist. Auch Grynberg ist in das Land seiner Kindheit zurückgekehrt und hat das Grab seines Vaters gesucht. Paweł Łoziński hat diese Suche im Dokumentarfilm „Geburtsort“ (1992) aufgezeichnet: Grynberg findet das Grab des Vaters und erfährt auch die Namen der Mörder. „Ich kann nicht vergeben“, sagt er am Ende des Filmes: „Ich will nicht. Ich fühle mich nicht berechtigt dazu.“

Sollen die Ermordeten vergeben. Ich bin ein schwacher Mensch, und man kann nicht so viel von mir verlangen. Und ich glaube auch nicht, dass Gott, der die Gerechtigkeit ist, das verlangt. Ich glaube, dass die Verdammnis gerecht ist. Ohne Verjährung.“

Adam Zielinski tut sich da als Agnostiker leichter. Er denkt gar nicht nach über die Möglichkeit des Vergebens, er denkt auch nicht an Rache. Er weiß, dass es unter allen Völkern Schuldige und Schuldlose gibt, und er will nur eines: Es soll nie wieder geschehen! Obwohl er pessimistisch auf die Welt schaut, hofft er, dass er mit Schiller und Beethoven singen können wird: „Alle Menschen werden Brüder!“ In seiner Würdigung des Schaffens von Adam Zielinski schrieb Kardinal Franz König: „Wenn Adam Zielinski in seinen Romanen und Erzählungen die dunklen Seiten und Abgründe des Menschseins beschreibt, dann kommt darin zugleich seine Sorge um, ja sein Glaube an den Menschen zum Ausdruck. Er ist kein Pessimist oder gar Zyniker, sondern ein Moralist im besten Sinn des Wortes. Es geht ihm um den Menschen. (...) Sein Engagement für Menschenwürde und Toleranz stünde so manchem sich gläubig nennenden Christen gut an. (...) Er weiß, dass der Mensch sein schweres Los nur ertragen kann, wenn er trotz allem ein Mensch bleibt.“ Treffender kann man es nicht sagen.

Adam Zielinski ist kein Schöngeist, kein Autor, dem es um Innerlichkeit und Beschaulichkeit geht. Er ist, wie Erhard Busek in einer Laudatio einmal unterstrichen hat, einer der wenigen zeitgenössischen politischen Schriftsteller, obwohl und gerade weil die Politiker bei ihm so schlecht wegkommen. Ähnlich wie seine amerikanischen Schriftstellerkollegen aus der alten Heimat lebt er in seiner neuen Heimat zwischen verschiedenen Sprachen. Er schreibt polnisch und deutsch, und er hat dabei einen unverkennbaren Akzent. Aufgrund seiner galizischen Erfahrungen weiß er, dass es keine bessere oder schlechtere Sprache gibt, dass vielmehr Schreiben ein permanenter Prozess des Übersetzens ist. Diese Sisyphosarbeit nach der Devise von Karl Kraus, der zufolge Übersetzen „Üb' ersetzen!“ heißt, tut sich Adam Zielinski an und wirkt wohl deshalb so dynamisch. Er exerziert vor, dass das Projekt der europäischen Integration nur funktionieren wird, wenn es ein Übersetzungsprojekt ist. Den Österreichern sagt er damit, dass zwei- und mehrsprachig besser ist, auch wenn das manche Politiker dieses Landes partout nicht glauben wollen.

Adam Zielinski, einer aus Drohobycz, der auf seine galizische Heimat nicht sentimental zurückblickt, sondern darauf setzt, dass sie Zukunft hat. Galizien ist nun einmal ein Teil Europas. Das Problem hat schon Karl Emil Franzos angedeutet, als er es „Halb-Asien“ schimpfte. Sieht Europa dieses Land als Teil seiner selbst oder als Teil von etwas anderem? Bekommt Drohobycz seine Seele zurück. Wachsen dort neue, diesmal ukrainische Dichter?